GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Eisige Helden. Kältekult und Männlichkeit in den Polarphantasien von Georg Heym

Stephan, Inge

2008

https://doi.org/10.25595/2335

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stephan, Inge: *Eisige Helden. Kältekult und Männlichkeit in den Polarphantasien von Georg Heym*, in: Brunotte, Ulrike; Herrn, Rainer (Hrsg.): Männlichkeiten und Moderne (Bielefeld: transcript Verlag, 2008), 271-286. DOI: https://doi.org/10.25595/2335.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ulrike Brunotte, Rainer Herrn (Hg.)
Männlichkeiten und Moderne

| GenderCodes |
Herausgegeben von Christina von Braun, Volker Hess und Inge Stephan | Band 3

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2008 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Satz: Justine Haida, Bielefeld
Korrektorat: Frank Zimmer
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-89942-707-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhalt

Ulrike Brunotte, Rainer Herrn
Statt einer Einleitung.
Männlichkeiten und Moderne –
Pathosformeln, Wissenskulturen, Diskurse 9

Cornelia Klinger
Von der Gottesebenbildlichkeit zur Affentragödie.
Über Veränderungen im Männlichkeitskonzept
an der Wende zum 20. Jahrhundert 25

Sabine Mehlmann
Das sexu(alis)ierte Individuum –
Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit 37

Ute Frevert
Das Militär als Schule der Männlichkeiten 57

Claudia Bruns
Männlichkeit, Politik und Nation –
Der Eulenburgskandal im Spiegel europäischer Karikaturen 77

Martin Lücke
Komplizen und Klienten.
Die Männlichkeitsrhetorik der Homosexuellen-Bewegung
in der Weimarer Republik als hegemoniale Herrschaftspraktik..... 97

Birgit Dahlke
Proletarische und bürgerliche Jünglinge in der Moderne.
Jugendkult als Emanzipationsstrategie und Krisenreaktion um 1900 111

Christina von Braun
Le petit mal du grand Mâle 131

Bettina Mathes
»Sollte dieser Mann verunglückt sein?«
»Doktor Faust« zwischen Freud und Busoni
(Bruchstücke eines Dialogs aus dem Off) 143

Jay Geller
The queerest cut of all: Freud, Beschneidung,
Homosexualität und maskulines Judentum 157

Rainer Herrn
Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos:
Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit 173

Marylin Reizbaum
Die männliche Kunst der jüdischen »Degeneration« 197

Joseph Croitoru
Zwischen Übermacht und Ohnmacht:
Die Figur Simsons in der deutschen, völkischen und zionistischen
Literatur um 1900 als Medium des kulturpolitischen Kampfes um
hegemoniale Männlichkeit 207

Ulrike Brunotte
›Große Mutter‹, Gräber und Suffrage.
Die Feminisierung der Religion(swissenschaft)
bei J.J. Bachofen und Jane E. Harrison 219

Hubertus Büschel
Im »Tropenkoller« – Hybride Männlichkeit(en)
in ethnologischen Texten 1900-1960 241

Tanja Paulitz
Kämpfe um hegemoniale Männlichkeiten
in der Ingenieurkultur um 1900 257

Inge Stephan
Eisige Helden.
Kältekult und Männlichkeit in den Polarphantasien von Georg Heym 271

Zu den Autorinnen und Autoren 287

Eisige Helden.
Kältekult und Männlichkeit in den Polarphantasien von Georg Heym

Inge Stephan

Kalt und heiß/Schwarz und Weiß

Im Jahre 1897 veröffentlichte Jules Verne den phantastischen Roman »Le Sphinx des glaces«, einen Roman, dessen Abenteuer nicht in der Zukunft angesiedelt sind, sondern als Vergangenheit erzählt werden (Verne 1985). Der Roman berichtet von einer merkwürdigen Schiffsreise im Jahre 1838, die den Kapitän Guy mit einer Mannschaft von verwegenen Männern zum Südpol führt. Guy ist auf der Suche nach Arthur Gordon Pym, dessen »denkwürdige Erlebnisse« (ebd.: 120) Edgar Allan Poe im Jahre 1837/38 als »The Narrative of Arthur Gordon Pym« herausgegeben hatte. Der Kapitän ist von der Idee besessen, dass Poe »keinen Roman geschrieben« habe, sondern dass es sich um ein »historisches Werk« (ebd.: 102) handele. Es gelingt ihm sogar, den zunächst skeptischen Erzähler, der mehr oder minder zufällig zu der Mannschaft gestoßen ist, davon zu überzeugen, dass Pym vielleicht noch leben könne. Auf der Suche findet die Mannschaft nicht nur Spuren des Verschollenen, sondern sie stellt auch fest, dass bereits zahlreiche Expeditionen vor ihnen versucht haben, zum Südpol zu gelangen. Keine aber dringt so weit vor wie Guy mit seinen Männern. Stürme, Nebel, Packeis und Eisberge fordern jedoch auch unter seiner Expedition zahlreiche Opfer. Am Ende ist das Schiff zerstört und ein Großteil der Mannschaft ums Leben gekommen. Die kleine Schar der Überlebenden setzt ihre Reise auf einer riesigen Eisscholle fort und verliert sich schließlich in einer bizarren Eiswüste, in der sie Pym und seine Mannschaft vermuten. In der endlosen Weite des Nebel- und Eismeeres verschmelzen der Erzähler und die gesuchte Romanfigur in einer Halluzination, in der der Erzähler das zu sehen glaubt, was auch Pym seiner Meinung nach gesehen hat: »[…]

den weißen Riesen, den Riesen des Pols!« (Ebd.: 385; vgl. Brunotte 1993 zu Poe im Allgemeinen) Die Gestalt, auf die die Mannschaft Guys schließlich stößt, ist jedoch nicht dieser halluzinierte weiße Riese und auch nicht die große weibliche Figur, die Pym zu sehen geglaubt hatte. Es handelt sich vielmehr um eine gewaltige Sphinx,[1] die am Polarkreis auf die Männer zu warten scheint. Zwischen den Tatzen des Ungeheuers entdecken die Männer schließlich die Leiche eines Mannes, den die Kälte konserviert hat. Es ist – wie könnte es anders sein – Arthur Gordon Pym, der Langgesuchte, der in den Armen der Sphinx – einem »riesigen Magnet« (Verne 1985: 458) – den Tod gefunden hat. Wenn dem Kapitän und dem Erzähler in Bezug auf das Schicksal von Pym damit auch die »Lösung des Rätsels« (ebd.: 61) gelungen ist, bei der so viele Männer ihr Leben haben lassen müssen, so haben sie doch keineswegs alle »Geheimnisse« aufgeklärt, wie der Erzähler am Schluss des Romans versichert:

»Arthur Pym, der von Edgar Allan Poe so sehr gefeierte Held, hat den Weg gezeigt [...] Andere werden seinen Spuren folgen und der Eissphinx die letzten Geheimnisse der Antarktis entreißen.« (Ebd.: 472)

Mit seinem Roman »Die Eissphinx« (1897) greift Verne Bilder auf, die um 1900 in Kunst, Literatur und Wissenschaft gleichermaßen kursierten. Die Eroberung der Antarktis, von der der Roman phantasiert, hat ihre Entsprechung in der Eroberung des »dark continent«, von der Freud in jener Zeit träumte und bei der er auf eben jene mythische Sphinx stieß, auf die Verne seine Männer im ewigen Eis der Antarktis treffen lässt. Anders als Verne, der das Geheimnis der Sphinx entschlüsselt zu haben vorgibt, hat Freud dieses Geheimnis Zeit seines Lebens nicht lösen können (vgl. Stephan 1997a, 1997b).

Als »Rätsel der Weiblichkeit« verweist es auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Dieses Verhältnis aber ist von Machtbegehren und Eroberungslust geprägt. Das Weibliche wird nicht nur in ambivalenten Natur- und Landschaftsbildern beschworen, sondern es wird auch zum diffusen Objekt männlicher Eroberungs- und Kolonisierungswünsche gemacht.

In Joseph Conrads Erzählung »Heart of Darkness« (1899) erinnert sich Kapitän Marlow, der mit seinem Flussdampfer immer tiefer in die Welt des Kongos, ins Herz des Schwarzen Kontinents, eindringt, an seine kindliche »Passion für Landkarten«, wobei sich »Schwarz« und »Weiß« in symptomatischer Weise metaphorisch verschränken:

»Zu jener Zeit gab es noch viele weiße Flecken auf der Erde, und wenn ich auf der Landkarte einen erblickte, der besonders einladend aussah (doch das tun sie

1| Vgl. dazu auch die Erzählung »Die Sphinx« von E.A. Poe, wo die Sphinx jedoch kein riesiges Untier, sondern ein kleiner Totenkopf-Falter ist. – Zum Verhältnis von Poe und Verne vgl. Sprout 1967.

schließlich alle), pflegte ich mit dem Finger darauf zu weisen und zu sagen: Wenn ich einmal groß bin, gehe ich dorthin. Der Nordpol war ein solcher Fleck, wie ich mich erinnere. Nun, dort bin ich nicht gewesen und werde auch nicht mehr versuchen hinzukommen. Der Zauber ist verschwunden. Andere Flecken lagen um den Äquator herum und über alle Breiten beider Hemisphären zerstreut. In einigen von ihnen bin ich gewesen und [...] nun, reden wir nicht davon. Doch da war noch einer – der größte, der weißeste, sozusagen – nach dem ich mich besonders sehnte.
Freilich war er inzwischen längst kein weißer Fleck mehr. Er hatte sich seit meiner Jugend mit Flüssen und Seen und Namen gefüllt. Er hatte aufgehört, ein leerer Raum köstlicher Geheimnisse zu sein – ein weißer Fleck, über dem ein Junge sich in glorreiche Träume verlieren konnte. Er war zu einem Ort der Finsternis geworden. Doch gab es darin vor allem einen Fluß, einen gewaltig großen Fluß, den man auf der Landkarte sehen konnte und der einer riesigen sich aufringelnden Schlange glich, deren Kopf im Meer, deren Leib über eine weite Fläche hingelagert war und deren Schwanz sich in den Tiefen des Kontinents verlor. Und als ich mir die Landkarte im Schaufenster eines Ladens betrachtete, faszinierte mich der Fluß, wie eine Schlange einen Vogel fasziniert.« (Conrad 1977: 15)

Marlow, ein Nachfahre all jener historischen und legendären Eroberer, die Jules Verne in seinem Roman als phantastische Kette von Konquistadoren unterschiedlicher Nationen und Zeiten zusammenschließt, stößt in seinen Träumen auf ein Wesen, das noch gewaltiger als die Sphinx ist: auf eine riesige Seeschlange, eine Mischung aus alttestamentarischem Leviathan und mythischer Gorgo-Medusa. Leviathan, von dessen Unterwerfung unter die Allmacht Gottes die Bibel erzählt (Buch Hiob 40 und 41), verweist ebenso wie Gorgo-Medusa, die von dem Drachenkämpfer Perseus erschlagen wird, auf die Unterworfenen zurück, auf deren zerstückelten Leibern göttliche und menschliche Ordnungen errichtet werden. Auch die Sphinx gehört zu jenen urzeitlichen Fabelwesen, deren Tötung die Voraussetzung für die erfolgreiche Gründung städtischer Zivilisationen ist.

Beide Texte – sowohl der von Verne wie der von Conrad – erzählen Eroberungsgeschichten, in denen koloniale Landnahme und Geschlechtermythologien durch eine Fülle von Bildern und Symbolen miteinander verschränkt sind. Die Helden bilden und härten sich im Kampf mit einer Umgebung, die faszinierend und abschreckend zugleich ist. Das Objekt des männlichen Begehrens ist dabei jeweils an extreme Orte phantasiert. Die öde, majestätische Eislandschaft der Antarktis und die üppige, wilde Tropenlandschaft des Äquators bilden mit ihrer klirrenden Kälte und ihrer flirrenden Hitze einen Gegensatz, wie er größer kaum vorstellbar ist. Am Ziel ihrer Reisen stoßen die Helden jedoch beide Male auf mythische Wesen, die in ihrer tödlichen Potenz weitgehend identisch sind. Während Verne die mörderische Sphinx mit Blick auf ein breites Lesepublikum ausphantasiert, ihre Macht mit einer pseudo-naturwissenschaftlichen Argumentation ein Stück weit entzaubert und koloniale Eroberung und Ausbeutung als Fortschreiten des menschlichen Geistes rechtfertigt, verzichtet

Conrad darauf, der Todesvision seines Helden eine festumrissene Gestalt zu geben. Die letzten Worte des Sterbenden, »Das Grauen! Das Grauen!« (Conrad 1977: 165), spielen auf jenes tödliche Entsetzen an, das der Anblick des abgeschlagenen Medusenhauptes erregt (vgl. Freud 1941: 47f.; Stephan 1997b: 60ff.). Durch seine subtile Erzählweise, die Vieldeutigkeit schafft, restituiert Conrad das ›Geheimnis‹, ohne jedoch seine Kritik an der Eroberungs- und Ausbeutungspolitik, die seine Helden ins »Herz der Finsternis« treibt, zurückzuhalten. Conrads Helden sind gebrochene Männer, die ihre ursprünglichen Ziele vergessen und sich in einer feuchten Tropenlandschaft verlieren. Vernes Männer – im ewigen Eis gehärtet – steuern ungebrochen neuen Zielen zu. Sie sind Vorläufer jener stählernen Kommandeure, die am Ende des 20. und am Anfang des 21. Jahrhunderts mit ihren Raumschiffen in ferne Galaxien und virtuelle Welten aufbrechen und dort mit eben den mythischen Wesen konfrontiert werden, denen Vernes und Conrads Helden um 1900 begegnet sind.

Der Pol als Fluchtpunkt heroischer Männlichkeit

Wenn man sich auf der Folie der beiden »Schlüsseltexte« von Verne und Conrad die anderen Texte ansieht, die um 1900 phantasmatisch um die Eroberung des »dark continent« kreisen, fällt auf, dass dieser in der Realität zumeist »weiß« ist, da der Ort des Begehrens in der Arktis oder Antarktis angesiedelt ist. Die realen Polarexpeditionen von Franklin, Andrée, Nansen, Amundsen, Shackleton, Scott, Cook, Peary und anderen lösen um 1900 ein regelrechtes Polarfieber aus, das durch die hohe Medienpräsenz – alle Beteiligten verfassten Tagebücher bzw. Reiseberichte und griffen auf die Fotografie, den Film und den Telegrafen zurück, um ihre Reisen zu dokumentieren und zu propagandieren – weiter gesteigert wurde (vgl. die Überblicksdarstellung von Fleming 2004). Die Eroberung des Nord- und Südpols in den Jahren 1908/1909 und 1912 gehört zu den wichtigsten Medienereignissen des frühen 20. Jahrhunderts, die nicht zuletzt dadurch eine besondere öffentliche Präsenz erhielt, weil einerseits der Film Motive der literarischen Polarphantasien aufgriff und andererseits die Polarfahrer sich des neuen Mediums bedienten, um ihre Reisen vor den Augen einer staunenden Öffentlichkeit in bewegten Bildern zu verifizieren. Einschlägig sind hier vor allem die Filme »Voyage to the Arctic, or how Captain Kettle discovered the North Pole« (England 1903) von Roger William Paul und »A la Conquête du Pole« (Frankreich 1912) von Georges Méliès sowie die Filme, die die Protagonisten selbst drehten und die noch heute als Materialbasis für heroische Polarfilme dienen.

Wenn man sich mit den »eisigen Helden« um 1900 beschäftigt, ist man also mit einer Fülle von Materialien konfrontiert – den Aufzeichnungen und Hinterlassenschaften der Beteiligten, den imaginären Reisen und Entwürfen von Literatur- und Filmemachern und den medialen Dis-

kursen, die Realität und Phantastik miteinander zu einem Komplex verschweißen, in dem sich die »Produktion und Krise hegemonialer Männlichkeit in der Moderne« in spektakulärer Weise verdichten.

Der Typus des »eisigen Helden« ist ein Produkt der Kränkung und der Marginalisierungserfahrungen heroischer Männlichkeit zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg, er begleitet die Feier von Nietzsches Übermenschen und den Kältekult der Neuen Sachlichkeit, bereitet die emotionale Vereisung in Faschismus und Stalinismus vor, nimmt den Typus des coolen Mannes um die Wende des 20. und 21. Jahrhunderts vorweg und ist Nährboden für die »Kälte-Kunst« der Gegenwart.

Merkwürdigerweise gibt es bisher sehr wenige Forschungen, geschweige denn Gesamtdarstellungen zu diesem Themenkomplex, die aus genderhistorischer wie -theoretischer Perspektive spannende Einsichten vermitteln können.[2] Folgende Punkte interessieren mich in diesem Zusammenhang besonders:

1. Die eisigen Helden können als Paradebeispiel für den Zusammenhang von gender, race und class gelesen werden.
2. An ihnen lassen sich die Reichweite und Grenzen von Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit diskutieren.
3. Sie stellen einen wichtigen Beitrag zur whiteness-Forschung im Schnittpunkt von Rassismus und Kolonialismus dar.
4. Sie ermöglichen eine Kritik am Männlichkeits- und Heldenideal als einer Mischung von Größenwahn, Menschenverachtung und Verbissenheit in abstruse Ziele.
5. Sie vermitteln einen Einblick in die Struktur und die Funktionsweisen von Männerbünden.
6. An ihnen lassen sich der Anteil und die Bedeutung der unterschiedlichen Medien für die Ausbildung »kalter Männlichkeit« in der Moderne reflektieren.
7. Vor allem der Typus der »großen Erzählung« als einer narrativen Konstruktion heroischer Männlichkeit – neben Autobiographien und Reiseberichte der Akteure treten imaginäre Polarphantasien in Literatur und Film – kann dabei zeigen, wie sich Formen kolonialer Selbstbehauptung und kultureller Selbstdeutung mit Projektionen von Alterität und Abwertung des Anderen und Fremden vermischen.
8. Gerade als Form der Grenzverschiebung und Grenzüberschreitung bieten sich die realen Polarreisen und die Polarphantasien geradezu an, um das Ordnungswissen einer Epoche (inklusive der Geschlechterord-

2 | Ansätze dazu finden sich bei Frank 1979, der im Kapitel »Das Scheitern am ›Heil‹: Die Reise ins ewige Eis« (ebd.: 88-102) neben Poes »The Narrative of Gordon Pym« eine Reihe von weiteren Polarphantasien behandelt. Vgl. auch Lethen 1994, Lethen 1987, Baßler/van der Knaap 2004.

nung) auf die Probe zu stellen, es zu bestätigen, zu revidieren oder gar umzupolen.

Im Folgenden wird versucht, durch die Konzentration auf einen Autor und zwei sehr kurze Texte, an einem konkreten Beispiel, einen Einblick in die Vielschichtigkeit des Diskurses über die »eisigen Helden« um 1900 zu geben.

»Endlos weißes Weiß am fernen Saum«[3]

Bei dem Autor handelt es sich um Georg Heym, einen jungen Dichter, der vor allem als Lyriker bekannt geworden ist und von seinem damaligen Verleger als »deutscher Baudelaire« angepriesen wurde (Dietz 1994: 361f.). Heym selbst stellte sich in eine andere Traditionslinie, wenn er 1909 in seinem Tagebuch notierte: »Ich liebe alle, die in sich ein zerrissenes Herz haben, ich liebe Kleist, Grabbe, Hölderlin, Büchner, [...]. Ich liebe alle, die oft so an sich verzweifeln, wie ich fast täglich an mir verzweifle« (Heym 1960: 128, Eintrag vom 20. Juli 1909). Er rebellierte gegen väterliche Instanzen in der Literatur und im Leben. Das »Schwein Göthe« (ebd.: 170, Eintrag vom 16. Oktober 1911) verschmolz in seiner Wahrnehmung mit dem eigenen Vater, einem konservativen Staatsanwalt, der keinerlei Interesse für die literarischen Ambitionen des Sohnes aufbrachte und den dieser für das eigene Scheitern verantwortlich machte: »Ich wäre einer der größten Dichter geworden, wenn ich nicht einen solchen schweinernen Vater gehabt hätte« (ebd.: 171, Eintrag vom 3. November 1911), vertraute er dem Tagebuch an.[4] Wie weit er mit einer solchen Einschätzung recht gehabt hat, mag dahingestellt sein – mit knapp 24 Jahren ertrank Heym im Jahre 1912 beim Schlittschuhlaufen auf der Havel bei dem Versuch, den befreundeten Lyriker Ernst Balcke, der im Eis eingebrochen war, zu retten.

3 | Heym 1964: 190; vgl. auch die Tagebuchaufzeichnungen vom August 1907, wo Heym vergangene Epochen mit seiner Zeit vergleicht: »Im Jahre 1907 bezwang der Mensch die Erde unter seinen Fuß, indem er ihn dem Nordpol aufsetzte. Und: Im selben Jahr bezwang der Mensch das Luftreich, indem er die Gewalt des Sturms zerbrach. Diese Taten in dem Buch der Menschheit verzeichnet würden wohl das Jahrhundert über viele seiner Schwestern erhöhen. Nur daß die Möglichkeit, seine Träume in die Tat umzusetzen, heut viel schwerer ist, als dies' den Männern jener Tage war« (Heym 1960: 93f.). Vgl. auch das Notat vom 17. April 1908: »Hundert Jahre später möchte ich geboren sein. Dann werden wir den Weltenraum innehaben und mehr denn die Götter sein« (Heym 1960: 106).

4 | Am 2. April 1905 machte Heym dem Vater den kindlichen Vorwurf: »Es ist meinem Vater ganz recht, daß ich mir meine Hände erfriere, warum kauft er mir keine Handschuhe« (Heym 1960: 15). Am 10. Juni 1908 notiert er jedoch: »Mein Vater ist sehr gut« (ebd.: 110).

Wie auch andere Autoren seiner Zeit war Heym vom Exzentrischen fasziniert. Die Polarexpeditionen verfolgte er mit großer Aufmerksamkeit. Er las Shackletons Reisetagebuch »21 Meilen vom Südpol. Die Geschichte der britischen Südpol-Expedition 1907/09« (1909 erschienen), sehnte sich selbst aber eher nach dem heißen Süden, wie sein Gedicht »Wär ich ... berühmt« (1910) zeigt, wo er davon träumt, nach Indien oder Afrika zu fahren, »wo Gold liegt und noch unbekannte Länder sind« (Heym 1964: 53).[5] Sein Novellenfragment »Die Bleistadt« kreist um das letzte, unerreichbare Geheimnis des Schwarzen Kontinents, während zwei andere, ebenfalls Fragment gebliebene Texte, »Die Südpolfahrer« und »Das Tagebuch Shakletons«, in der Antarktis angesiedelt sind.[6] Diese beiden Texte sind im Kontext der Faszinationsgeschichte, welche die Eroberung der Pole auslöste, deshalb besonders einschlägig, weil sie ein sehr kritisches Bild der »eisigen Helden« vermitteln, zugleich jedoch vom »Polarfieber« jener Zeit stärker affiziert sind, als die erste Lektüre vermuten lässt. Der kürzere, nur knapp vier Seiten umfassende Text »Die Südpolfahrer« ist eine kurze Momentaufnahme einer Expedition, die aus nur drei Männern besteht: Godefroy, Evans und einem namenlos bleibenden Japaner, die auf dem Weg zum Südpol sind. Der Name Godefroy könnte eine Erinnerung an William Godfrey sein. Dieser war Mitglied der berühmt berüchtigten Kane-Expedition (1853/55) und hat eigene Aufzeichnungen darüber hinterlassen. Freilich war das Ziel dieser Expedition nicht der Südpol, sondern der Nordpol. Bereits diese Verschiebung wie auch die Namensveränderung zeigen, dass es Heym nicht um eine historische Figur noch um eine historische Expedition geht, sondern dass es ihm darauf ankommt, sich mit einem Männertypus auseinanderzusetzen, für den die Polargebiete eine ultimative Herausforderung bedeuten und der bereit ist, für die Eroberung ›jungfräulichen Gebietes‹ mit dem Leben zu bezahlen. Sehr eindrücklich beschreibt Heym das Gefühl von Erhabenheit, das die drei Männer erfasst, als sie sich einer Landschaft gegenüber sehen, die vor ihnen noch niemand betreten hat:

»Nachmittags um drei Uhr standen sie endlich oben auf dem Eisberg und sahen rings um sich den riesigen Horizont. Unendliche meilenweite weiße Ebenen, voll

5 | In der dort abgedruckten Fassung des Gedichts ist die Sehnsucht nach Hitze nur in Metaphern wie »bluten« oder »fackeln« aufbewahrt, die konkrete Ausphantasierung findet sich in den Vorstufen des Gedichts (vgl. Heym 1999: 251).

6 | Heym 1962, darin »Die Südpolfahrer« (120-123) und »Das Tagebuch Shakletons« (124-143). Die Zitate werden im Folgenden unter Angabe der Seitenzahlen im Text nachgewiesen. – Zu den Polartexten von Heym vgl. die noch immer sehr lesenswerte Arbeit von Metzner 1976, in der dieser »die literarische Darstellung der Suche nach den Erdpolen als Ausdruck apokalyptischen Denkens und als Paradigma verfehlter Existenz« (ebd.: V) deutet. Vgl. auch Braungart/Braungart (1984) und Marx (2001).

von blauen Lichtern, ein unendliches Glanzmeer der Sonne, die hoch in dem stählernen Blau des antarktischen Äther stand.

Die drei Wanderer nahmen den großen Sextanten von dem Schlitten. Godefroy setzte sich auf die Kufen und berechnete Länge und Breite. Die anderen beiden sahen voraus, in die unendliche Stille, in die maßlose klare Einsamkeit der ebenen Eisfelder. Und den beiden kam wieder der einzige Gedanke, den sie in jeder Stunde hundertmal dachten: Hier hat noch niemand gestanden, diese Stille hat noch niemand zerrissen.« (Heym 1962: 120)

Der Stolz, Pionier zu sein, wird im Text überlagert von Erinnerungen an die Vergangenheit und die Heimat. Evans denkt zurück an ein Mädchen, das er zu Hause gelassen hat, und der Japaner sehnt sich ebenfalls zurück nach einem Mädchen und dem offenen Meer, die zu einem gemeinsamen Bild verschmelzen. Beide Männer sind erschöpft, demoralisiert von den Strapazen und spielen mit dem Gedanken, die »Gefährten zu ermorden«. »Warum erstach er nicht diese weißen Schweine?« (122), lässt der Erzähler den Japaner überlegen. Godefroy jedoch, der sich keinerlei sentimentalen Phantasien überlässt und sich ganz auf das Geschäft des Vermessens konzentriert, erweist sich als ein Führer, der die beiden in Gedanken abtrünnigen Gefährten wieder auf eisigen Kurs zurück bringt und den männlichen Dreierbund neu befestigt:

»Godefroy rief sie zu sich. ›Wir sind jetzt auf 88° 44' 12 Bogensekunden‹, sagte er, und ließ sie in seine Karte schauen. ›Hier stehen wir‹, und er machte einen schwarzen Punkt auf die Karte. ›Nach dem Durchschnitt unserer Tagesmärsche brauchen wir noch ungefähr vier Wochen, um an den Pol zu kommen‹, seine Stimme wurde leiser, ›und ihr wißt, daß der Proviant dafür nicht reicht, kaum selbst wenn wir unsere Ration noch weiter verkürzen. Wollen wir umkehren?‹« (122f.)

Obgleich Evans und der Japaner nichts lieber möchten als das, beugen sie sich stumm der Autorität Godefroys und setzen den Weg verbissen weiter fort.

»Und sie sprachen nichts mehr, sie zogen stumpf an dem Schlitten, und sie setzten einen Fuß vor den anderen, immer weiter fort, immer tiefer, über schwankende Eisspalten fort. [...] Aber ferne von ihnen, am weißlichen Himmel tanzte ein kleiner schwarzer Punkt nicht größer wie ein Nadelkopf, das war der Pol. Das war das Geheimnis.« (123)

Um das »Geheimnis« geht es auch in der zweiten, ungefähr 20 Seiten umfassenden Erzählung »Das Tagebuch Shakletons«, die z.T. wörtliche Übereinstimmungen mit der ersten aufweist, von der Narration her aber sehr viel komplexer angelegt ist als der erste Text. Im Zentrum steht das (fiktive) Tagebuch Shackletons, der zu den Heroen der Antarktis-Abenteurer gehört

und bis heute die Phantasien bewegt.[7] Heym schreibt den Namen nur mit »k«, obwohl ihm die korrekte Schreibweise mit »ck« vertraut gewesen sein dürfte. Diese Verschiebung kann als Hinweis auf Heyms Bestrebungen zur Fiktionalisierung des ›realen‹ Shackletons und seiner ›historischen‹ Reise verstanden werden.[8]

Vorangestellt ist dem »Tagebuch« eine längere Vorrede des Herausgebers zu der 125. Auflage, die 1925 in London erschienen ist, wobei die Vorrede absurderweise erst 1926 geschrieben sein soll. Diese Vorrede ist in mehrfacher Hinsicht bizarr: Sie ist in der Zukunft angesiedelt – sowohl Shackleton wie Heym sind zu diesem Zeitpunkt bereits tot – und sie entwirft eine neue Genealogie der Antarktis-Eroberung. Nicht Shackleton ist der Eroberer des Südpols, sondern ein obskurer H.H. Hannawacker, der den Ruhm davongetragen hat. Er hat das Tagebuch in den »knöchernen Händen des erfrorenen« (130) Shackleton gefunden, er ist der wahre Entdecker des Südpols und er hat seine Eroberung erfolgreich vermarkten können, wie die Verweise auf zwei weitere von ihm verfasste Bücher zeigen: »Die Entdeckung des Südpols« ist 1925 in 25. Auflage erschienen, »Das Reich des Südpolarmenschen« 1925 sogar in der 204. Auflage. In einer Anmerkung wird die Auflagenhöhe noch weiter gesteigert, wenn von einer 326. Auflage die Rede ist, die das Buch »Die Entdeckung des Südpols und die Auffindung der Leichen Shakletons und seiner Freunde« erreicht hat, das wohl nicht identisch sein kann mit der »Entdeckung des Südpols«, die 1925 in der 25. Auflage erschienen ist. »Das Tagebuch Shakletons« ist also das dritte oder vierte Erfolgsbuch in einer Reihe von anderen, mit denen Hannawacker – der im Text stets mit H.H.H. abgekürzt ist – seine Expedition vermarktet hat.

Die Vorrede weist jedoch neben den zeitlichen und genealogischen Verschiebungen und den absurden Auflagenhöhen noch eine weitere Merkwürdigkeit auf: Hannawacker zitiert ausführlich aus einem Aufsatz eines indischen Gelehrten, der am 31. Dezember 1910 in der »Review of Psychological Sciences« die phantastische These vertreten hatte, dass es sich bei Shackleton und seinen drei Gefährten in Wahrheit nicht um Menschen, sondern um »Scheinwesen« gehandelt habe:

»Man untersuche sie nur einmal genauer, man meißle ihnen ihre Schädel auf! Ich wette und ich verbürge dafür meinen Kopf, man wird anfänglich alles so finden wie es im Schädel normaler Menschen auszusehen pflegt, die graue Hirnrinde,

7 | Vgl. »Shackleton. Die Reisen. Eine Dokumentation in Bildern«. Mit einem Vorwort von Arved Fuchs und einer Einführung von Roland Huntford. Bielefeld 2003 und den Dokumentarfilm »Verschollen im Packeis. Das Antarktis-Abenteuer des Sir Ernest Shackleton« von George Butler (USA 2000).

8 | Der Beitrag trägt dieser Differenzierung des Autors Rechnung, indem er die Schreibweise von Heym übernimmt, wenn die Erzählung zitiert wird, sonst aber von Shackleton spricht.

mit ihren blutdurchzogenen Windungen, darunter die verschiedenen Lappen des Großhirns usw. [...] Untersucht man aber das Große näher [...], so wird man finden, daß da wo sonst auf dem vorderen Hügelpaar die glandula pinealis ruht, nichts, aber auch gar nichts zu finden ist [...].« (124f.)

Für den indischen Gelehrten ist die Sache klar: Shackleton und seine Gefährten sind im Verlauf ihrer Expedition zu »Golems« (125) geworden:

»Dieser Ernest H. Shakleton, den der König zum Pair des Reiches gemacht hat, der da jetzt draußen auf seinem Landsitz sich von den Strapazen der Amerika-Tournee erholt, der dort jede Nacht in den Armen seiner Frau liegt, der sonntags morgens sich loyal die Predigten seines fettigen reverends anhört, der seinen Plumpudding ißt, seine Steuern zahlt, seine Vorträge hält, und ebenso dieser J.B. Adams, Eric Marschall und Frank Wild, sie können mir nur ein schmerzliches Lächeln abpressen. Denn diese da wissen nicht was sie tun. Was sind sie? Automatische Intelligenzen möchte ich sie nennen, oder denkende Uhrwerke, die von jenen unglaublichen Gehirnen am Südpol mit alle dem ausgerüstet wurden, was das Gedächtnis, die Denkweise etc. des wahren Shakleton, Adams, Marschall, Wild ist.« (126)

Auch wenn sich Heym mit dieser Verschwörungsthese und dem Motiv der Golemisierung im Bereich der populären Phantastik seiner Zeit bewegt, so ist doch zugleich deutlich, dass er auf eine Kritik der eisigen Helden zielt. Diese sind für ihn keine Vorbilder und bewunderte Helden, ja nicht einmal Menschen, sondern nur »künstliche Hüllen« eines hybriden Eroberertums, das menschliche Möglichkeiten weit übersteigt. Dabei übernimmt Heym als Autor die Motive der Verschwörung und Golemisierung nur auf der Oberfläche, durch die komplexe narrative Verschränkung verschiedener Diskursebenen – Herausgeberkommentar, Zitation von Forschungsliteratur, abstruse mathematische Formel, Anmerkungen des Herausgebers – stellt er die Vorrede vielmehr ironisch als einen pseudowissenschaftlichen Diskurs aus, der jedoch höchst erfolgreich ist, wie die absurd hohen Auflageziffern signalisieren sollen. Zugleich enthält die Vorrede jenseits der ironischen Brechungen aber einen ernsthaften Kern, wenn der indische Psychologe darauf hinweist, dass das »abendländische Wissen« (126) unfähig sei, zwischen Wirklichkeit und Schein zu unterscheiden. Schon einmal sei es gelungen, die westliche Öffentlichkeit zu täuschen. Der englische Vizekönig in Indien, Lord Curzon, sei von einem Yogi golemisiert und als Rache und Strafe für »die Untaten, die die englische Rasse in Indien vollführt hat« (128), auf schreckliche Weise zu Tode gefoltert worden, während den Engländern ein Golem untergeschoben wurde. Auch in diesem Beispiel erscheint die Golemisierung als unbemerkter Verlust der Seele und als Bestrafung und Konsequenz eines spezifisch abendländisch-imperialistischen Denkens und Handelns, das sich in diesem Falle jedoch auf eine andere Region bezieht.

Auch das Tagebuch Shackletons bietet nur auf den ersten Blick eine

heldenhafte Narration. Auch hier mystifiziert der Autor. In Wirklichkeit handelt es sich eigentlich nicht um ein Tagebuch, in dem sukzessive Ereignisse festgehalten werden, sondern um eine Schilderung der Ereignisse im Rückblick: Shackleton sitzt gefangen in einer Eishöhle am Pol und notiert, was mit ihm und seinen Gefährten bisher geschehen ist. Wie in der kurzen Erzählung »Die Südpolfahrer«, die sich wie eine Vorstudie zu dem Tagebuch liest, vermitteln auch die Aufzeichnungen Shackletons ein wenig schmeichelhaftes Bild der Südpolfahrer. Shackleton, aus dessen Perspektive erzählt wird, ist ein gebrochener Mann, der sich und seine Gefährten als »vier Ausgeworfene der Zivilisation« (130) wahrnimmt, die wie ein »Zug sibirischer Sträflinge« (135) durch »die Trostlosigkeit« (133) der antarktischen Eiswüste irren. Auch er hat Mordgelüste und würde die Gefährten am liebsten erschlagen, um der Tortur ein Ende zu machen. Stattdessen setzen die vier Männer ihren Weg fort und erleben eine phantastische Veränderung der Landschaft, die keine »antarktische Luftspiegelung« (ebd.), mit denen sie in der Vergangenheit zu kämpfen hatten, sondern vielmehr phantastische Realität zu sein scheint. Die Temperatur steigt und steigt, und plötzlich befinden sich die vier Männer in einer fruchtbaren Landschaft, die in ein »seltsames Weiß« (139) getaucht ist. In dieser Phantasie des Südpols vermischen sich zwei gegenläufige Vorstellungen: Die Wärme des Südens verbindet sich mit dem »Weiß« der Polarregion zu einem hybriden Bild von Kälte und Hitze, das durch den Erzähler eine weitere phantastische Steigerung erfährt. Am Südpol treffen Shackleton und seine Gefährten auf »Polarmenschen« (142) und geheimnisvolle Schriftzeichen, die sie nicht entziffern können. Sie kommen sich wie frühneuzeitliche Entdecker und Eroberer vor – wie Cortez, der die »Städte Montezumas schaute« (139) oder Pizarro, »der die goldenen Dächer der Inkas zu seinen Füßen sah« (ebd.). Der Erzähler lässt offen, ob Shackletons Vision das Produkt wahnhafter Verblendung ist oder ob die Männer tatsächlich auf eine unbekannte, prä-adamitische Zivilisation am Südpol – auf die »Ultima Thule der Neugier«, wie sie Karl Kraus 1909 in der »Fackel« genannt hat[9] – gesto-

9 | In seinem Beitrag »Die Entdeckung des Nordpols« schreibt Kraus: »Seit Jahrhunderten hatte der Menschheit, die immer vorwärts schritt, ein letztes Etwas zu ihrem Glück gefehlt. Was war es nur? Wovon fieberten Tage und Träume? Was hielt eine Welt in Atem, deren Puls nach Rekorden gezählt wird? Was war das Paradigma aller Begehrlichkeit? Der Trumpf der Streberei? Die Ultima Thule der Neugier? Der Ersatz für das verlorene Paradies? Die große Wurst, nach der auf dem irdischen Jahrmarkt die Wissenschaft alle Schlittenhunde hetzte? Ach es litt die Menschheit nicht beim Tagwerk: Der Gedanke daß das oben ein paar Quadtratmeilen waren, die ein menschlicher Fuß noch nicht betreten hatte, schien unerträglich. [...] An dem Nordpol war nichts weiter wertvoll als daß er nicht erreicht wurde. Einmal erreicht, ist er eine Stange, an der eine Fahne flattert, also etwas, das ärmer ist als das Nichts, eine Krücke der Erfüllung und eine Schranke der Vorstellung. Die Bescheidenheit des menschlichen Geistes ist unersetzlich« (Kraus 1977: 260f.).

ßen sind. Shackletons »Tagebuch«, das sich am Ende immer mehr verwirrt und in zwei Angstträumen endet, suggeriert, dass es sich um tatsächliche Erlebnisse handelt.

Der erste Traum handelt von einer grässlichen Operation – von Priestern der Polarmenschen in einen magnetischen Halbschlaf versenkt, wird Shackleton unter rituellen Handlungen das Gehirn entfernt. Der Herausgeber versieht diesen Traum mit der erklärenden Anmerkung, dass es sich offenbar um den »Prozeß der Golemisierung, dessen Erinnerung bei Ernest H. Shakleton durch hypnotische Mittel in ein Traumbild verwandelt wurde«, gehandelt habe (143). Dieser rationalistische Kommentar, in dem Traum, Hypnose und Golemisierung in ein scheinlogisches Verhältnis gesetzt werden, wirft ein ironisches Schlaglicht auf die Irrationalität nicht nur der Erklärungsmuster, in die sich der Herausgeber und sein indischer Gewährsmann verwickeln, sondern er kann auch als Kommentar des Autors Heym zu den irrationalen Triebkräften gelesen werden, die Männer wie Shackleton ins Eis treiben.

Die Aufzeichnungen enden mit einem zweiten Traum:

> »Ich sah wieder die weite eisige Einöde, sah klar und deutlich, glitzern von tausend bläulichen Kristallen die Furchen, die unser Schlitten durch den Schnee gerissen hatte. Am Horizont tauchen ein paar Punkte auf, sie wachsen langsam, während sie über das Eis wandern. Es sind menschliche Wesen.« (Ebd.)

Dieser zweite Traum, im Präsens gehalten, in dem die Gefährten wieder wie am Anfang über die weiten Schneeflächen wandern, kann als deutlicher Hinweis darauf gelesen werden, dass die Aufzeichnungen über die »Paradiese des Südpols« (139) und die Golemisierung durch die Polarmenschen eine Fiktion in der Fiktion sind, mit denen Heym als Autor auf ein Problem aufmerksam macht, das bereits im Zentrum seiner Erzählung »Die Südpolfahrer« steht: Auf ihrem Weg zum Pol, dessen »Geheimnis« sie lüften wollen, verwandeln sich die »Helden« von ›Übermenschen‹ in »Drahtpuppen« (141), die wie Maschinen dem Pol entgegenmarschieren. Sie verlieren alle menschlichen Züge, erstarren emotional, sind »gleichsam seelisch halbiert« (142). Das, was als phantastische Operation der Schneemenschen erscheint, ist in Wirklichkeit eine unmerkliche Veränderung, die der Gang ins Eis bei den Männern hervorgerufen hat: Das Geheimnis liegt nicht am Pol, wie Godefroy und Shackleton meinen, das Geheimnis liegt in ihnen selbst. Ihre Gier nach Anerkennung und Ruhm hat aus ihnen Eroberungsmaschinen gemacht, die ihre eigenen Träume nach dem offenen Meer, das mit Weiblichkeit assoziiert ist, vergessen haben. Sie sind zu Marionetten bzw. Robotern mutiert. Eingeschlossen im »entsetzlichen ewigen Eismeer gefrorenen Kummers« (134) sind sie zu einer Verkörperung jenes Vereisungsprozesses geworden, für den Franz Kafka bereits 1904 die Metapher des »gefrorenen Meeres in uns« gefunden hat, das seiner Meinung nach nur durch Bücher aufgebrochen werden kann, die wie eine »Axt« auf den

Leser einschlagen bzw. ihn »mit einem Faustschlag auf den Schädel« wecken.[10] Auch wenn die beiden Texte von Heym von ihrer literarischen Qualität her gesehen keine kafkasche Axt sind, die das »gefrorene Meer in uns« aufbrechen kann, so sensibilisieren sie doch für den Prozess der Vereisung, der sich im Kältekult um 1900 ankündigt und einen Männertyp hervorgebracht hat, dessen Faszination bis heute ungebrochen ist.

Literatur

Arktis/Antarktis (1997). Bonn: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik.

Conrad, Joseph (1977): *Herz der Finsternis,* Zürich: Diogenes.

Heym, Georg (1960): *Dichtungen und Schriften, Gesamtausgabe,* Bd. 3: *Tagebücher, Träume, Briefe,* hg. v. Karl Ludwig Schneider, Hamburg, München: Heinrich Ellermann.

Heym, Georg (1962): *Dichtungen und Schriften, Gesamtausgabe,* Bd. 2: *Prosa und Dramen,* hg. v. Karl Ludwig Schneider, Hamburg, München: Heinrich Ellermann.

Heym, Georg (1964): »Die Wanderer« (1910). In: ders.: *Dichtungen und Schriften, Gesamtausgabe,* Bd. 1: Lyrik, hg. v. Karl Ludwig Schneider, Hamburg, München: Heinrich Ellermann.

Heym, Georg (1999): *Gedichte 1910/1912. Historisch-kritische Ausgabe aller Texte in genetischer Darstellung,* Bd. 1, hg. v. Günter Dammann, Gunter Martens, Karl Ludwig Schneider, Tübingen: Max Niemeyer.

Kafka, Franz (1999): *Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe,* Bd. 2.1: *Briefe 1900-1912,* hg. v. Hans-Gerd Koch, Frankfurt a.M.: S. Fischer.

Kraus, Karl (1977): »Die Entdeckung des Nordpols«. In: ders., *Ausgewählte Werke,* Bd. 1, hg. v. Dietrich Simon, München: Langen Müller.

Poe, Edgar Allan (1966): »Arabesken, Detektivgeschichten«. In: *Werke,* Bd. 2, dt. v. Arno Schmidt, Hans Wollenschläger, Olten: Walter, S. 699-705.

10 | Anlässlich der Lektüre von Hebbels Tagebüchern äußert sich Franz Kafka gegenüber seinem Freund Oskar Pollok folgendermaßen: »Ich glaube man sollte überhaupt nur solche Bücher lesen, die einen beißen und stechen. Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf dem Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch? Damit es uns glücklich macht, wie du schreibst? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und solche Bücher, die uns glücklich machen, könnten wir zur Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder vorstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord, ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns. Das glaube ich« (Kafka 1999: 35f.).

Shackleton. Die Reisen. Eine Dokumentation in Bildern, (2003), mit einem Vorwort von Arved Fuchs und einer Einführung von Roland Huntford, Bielefeld: Delius Klasing.

Verne, Jules (1985): *Die Eissphinx,* Zürich: Diogenes.

Verschollen im Packeis. Das Antarktis-Abenteuer des Sir Ernest Shackleton (2000), Dokumentarfilm von George Butler (USA).

Monographien

Brunotte, Ulrike (1993): *Hinab in den Mael Strom. Das Mysterium der Katastrophe im Werk Edgar Allan Poes,* Stuttgart/Weimar: Metzler.

Fleming, Fergus (2004): *Neunzig Grad Nord. Der Traum vom Pol.* Aus dem Engl. v. Michael Hein, Bernd Rullkötter, München: Piper.

Frank, Manfred (1979): *Die unendliche Fahrt. Ein Motiv und sein Text,* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Freud, Sigmund (1941): »Das Medusenhaupt« (1922). In: ders., *Gesammelte Werke,* Bd. 17, London: Imago Publishing Company, S. 47f.

Lethen, Helmut (1994): *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen,* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Marx, Friedhelm (2001): »First encounter am Südpol. Georg Heyms Polarphantasie ›Das Tagebuch Shakletons‹«. In: Lothar Blum/Achim Hölter (Hg.), *»Daß gepfleget werde der feste Buchstab«.* Festschrift für Heinz Rölleke, Trier: Wissenschaftlicher Verlag, S. 419-431.

Metzner, Joachim (1976): *Persönlichkeitszerstörung und Weltuntergang. Das Verhältnis von Wahnbildung und literarischer Imagination,* Tübingen: Max Niemeyer.

Stephan, Inge (1997a): »Im Zeichen der Sphinx. Psychoanalytischer und literarischer Diskurs über Weiblichkeit um 1900«. In: dies., *Musen & Medusen. Mythos und Geschlecht in der Literatur des 20. Jahrhunderts,* Köln u.a.: Böhlau, S. 14-36.

Stephan, Inge (1997b): »Faszinosum Gorgo. Medusen-Phantasien bei Freud und Wilhelm Zweig«. In: dies., *Musen & Medusen,* S. 60-83.

Aufsätze in Anthologien

Baßler, Moritz/van der Knaap, Ewout (Hg.) (2004): *Die (k)alte Sachlichkeit. Herkunft und Wirkungen eines Konzepts,* Würzburg: Königshausen & Neumann.

Dietz, Ludwig (1994): »Georg Heym«. In: Bernd Lutz (Hg.), *Metzler Autorenlexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart,* 2., überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart, Weimar: Metzler.

Lethen, Helmuth (1987): »Lob der Kälte. Ein Motiv der historischen Avantgarden«. In: Dietmar Kamper/Willem van Reijen (Hg.), *Die unvollendete Vernunft: Moderne versus Postmoderne,* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 282-324.

Aufsätze in Zeitschriften

Braungart, Georg/Braungart, Wolfgang (1984): »Golemisierung im Pol-Paradies. Zur Kritik des neuzeitlichen Zukunftsentwurfs in Georg Heyms Erzählung ›Das Tagebuch Shakletons‹ (1911)«. In: *Text & Kontext* 12/2, S. 266-289.

Brunotte, Ulrike (1993): »Edgar Allan Poes Reise ans Ende der Welt«. In: *Freibeuter* 57, S. 109-118.

Sprout, Monique (1967): »The Influence of Poe on Verne«. In: *Revue de littérature comparée* 40, Nr. 1, S. 37-53.